

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Grunauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 20. Juni 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung.)

XVII.

Editha erwartete des Vaters Rückkehr. Derselbe hatte an seine Frau geschrieben und sie gebeten, ein Logizimmer in Stand setzen zu lassen, da er einen Gast zu längerem Aufenthalte mitbringen werde. Frau Virginia fühlte sich durch diese Nachricht ein wenig belebt. Sie äußerte zu Editha ihre Vermuthung, daß dieser angekündigte Gast Frau von Sickingen sein werde, die sich bei ihnen von den Anstrengungen der Wintersaison zu erholen gedente. Sie war erfreut, durch diese Weltbame, wenn auch nur mittelbar, wieder mit der Gesellschaft Fühlung zu gewinnen. Kam sie sich doch wie eine Verbannte in der Stille ihres ländlichen Erbs vor, in das Frau Corneliens Besuch das erste Zeichen der Erlösung, einen Gruß aus jener von ihr so schmerzlich vermißten Welt bringen sollte. Sogar der französische Roman, dessen Lektüre allein noch, wie sie klagte, das Gefühl des Lebens in ihr erregte, wurde heute bei Seite gelegt; statt dessen übergab sie sich den Händen ihrer Zofe, um eine jener reizenden Toiletten anzulegen, welche die Mitte zwischen Haus- und Gesellschaftsanzug halten, nichts präntendiren und doch in ihrer Einfachheit eine vornehme Eleganz zeigen, wie sie nur in jenen bevorzugten Regionen, auf der Höhe des Geschmacks und des Vermögens erdacht und zusammengestellt werden können. Indessen der Tag ist lang und Ortmann hatte die Stunde seiner Ankunft nicht angegeben. Vielleicht auch hielten ihn noch geschäftliche Besorgungen nach Ankunft des Eisenbahnzuges in Verona auf. Frau Virginia fühlte sich gelangweilt durch die Erwartung und griff aufs neue nach ihrem Roman, dem neuesten Phantasiegebilde von Prevost, in dessen aufregende Situationen sie sich bald so vertiefte, daß sie darüber des Vaters Rückkehr, den erwarteten Gast, ja alles um sich her vergaß.

Auch Editha war durch die Nachricht von dem unerwarteten Besuch in heftige Aufregung versetzt worden, wenn auch aus andern Gründen als die Mutter. Obwohl sie den Vermuthungen Frau Virginias inbetreff Corneliens nicht widersprochen hatte, sagte ihr doch eine innere Stimme, diese sei es nicht, welche der Vater in ihre Zurückgezogenheit führen wolle, und wie ein Schauer ging der Name „Walter“ durch ihre Seele. Es duldete sie nicht im Hause. Voll Unruhe, verfolgt von Gedanken, die sie vergeblich zu bannen trachtete, wandelte sie durch die hohe Cypressenallee zum Gitterthore, dann weiter zwischen anmuthig im Grün ihrer Gärten liegenden Willen, die von schattigen Bäumen eingefasste Landstraße entlang, welche in sanften Windungen sich nach Verona hinabsenkt. Sobald

die Landhäuser aufhörten und der Blick freier über die Straße dahinschweifen konnte, blieb sie stehen und lehnte sich aufathmend an einen der von rothen Blüten bedeckten Kastanienbäume. Was erwartete sie hier? War es der Vater, dem sie mit so seltsamem Bangen, mit so unruhig leuchtenden Augen entgegensaß? Oder war es der magnetische Zug der Liebe, der sie die Nähe dessen ahnen ließ, an den sie nicht denken wollte, und dessen Bild doch immer in ihrem Herzen lebte?

Ihre Seele verlor sich in Träumen; sie sah nicht mehr das liebliche, sonnenbeglänzte Thal zu ihren Füßen, nicht mehr die im leisen Windzuge schwankenden Nebengelände am Abhange des Hügel; sie stand wieder in Venedig auf dem Campanile von St. Giorgio neben ihm und wieder hörte sie seine ihr schmerzvoll bis ins Innerste dringenden Worte:

„Was mich bedrückt, das können Sie nicht von mir nehmen.“ Wie damals überlief es sie wie ein Eiseschauer: Thörin, rief es in ihr, die Du nach dem allen noch hoffen, noch lieben magst. Ernstlich mit sich selbst zürnend, wollte sie den Rückweg antreten, da sah sie zwei Gestalten in der unteren Biegung des Weges hervortreten und mit langsamen Schritten aufwärts streben. Ihr Fuß haftete wie gebannt auf der Stelle; sie konnte ihren Entschluß jetzt nicht mehr ausführen. Er war es ja, Walter, ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen, er der angekündigte Gast. Doch wie verändert, wie bleich und krank sah er aus, wie matt schien sein Schritt neben dem kräftigen, festen Gange Ortmanns. Mitgefühl und Sorge drängte jetzt alle anderen Empfindungen in den Hintergrund; ohne weiter über das nachzudenken, was sie that, gab sie der Stimme des Herzens nach und eilte den Ankommenden entgegen. Man hatte sie gesehen und beschleunigte die Schritte. Als Editha den beiden nun gegenüberstand, als Walters wohlbekannte Stimme mit einem ihr fremden Ausdrucke von Weichheit und Zagen an ihr Ohr drang, da wurde auch sie von neuem Bangen ergriffen, eine heiße Blutwelle schoß ihr ins Gesicht, und sie senkte verlegen die Lider, als er sie anredete:

„Fräulein Editha, werden Sie dem Eindringling verzeihen, daß er sich hierher in Ihre Einsamkeit wagte?“

Sie suchte sich zu beherrschen und wieder Haltung zu gewinnen.

„Die Gäste meines Vaters sind auch mir stets willkommen“; entgegnete sie freundlich, wenn auch nicht ohne ein leises Beben der Stimme, indem sie ihren Arm in den Ortmanns legte, um bei ihm den Schutz zu finden, nach dem sie unbewußt in diesem Augenblicke verlangte. Ortmann verstand ihre Befangenheit und ergriff sogleich das Wort zu den nöthigen Erklärungen. Er habe Herrn von Grumbach eben im Begriff gefunden, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen in gesunder Höhenluft ge-

legenen Ort zu suchen. Da sei ihm kein besserer eingefallen als ihre eigene Villa und Herr von Grumbach habe sein Anerbieten freundlich angenommen mit dem Vorbehalte, daß die Herrin derselben, — Ortmann warf einen lächelnden Blick auf das an seinem Arme hängende bebende junge Mädchen — einen alten Freund nicht ungern bei sich aufnehme, der bei ihr Erholung nach schwerer Krankheit suchen wolle. Wieder warf Walter bei diesen Worten Ortmanns einen zagenden Blick auf Editha, diese aber blickte freier als vordem zu ihm auf, reichte ihm die Hand hin und sagte warm:

„Daran dürfen Sie nicht zweifeln, Herr von Grumbach, daß Sie bei uns gern gesehen werden.“

Sie lenkte damit das Persönliche, das Ortmann in seine Mittheilung gelegt hatte, von sich ab, ohne doch zu verhehlen, welche freundlichen Gefühle sie noch immer für den einstigen Freund ihres Hauses hege.

Der Wagen mit dem Gepäck holte die Wandernden gerade an der Einfahrt der Villa ein.

„Willst Du Deine Mutter von unserer Ankunft benachrichtigen?“ wandte sich Ortmann jetzt mit einem raschen Blick der Verständigung zu Editha, die sich sogleich, wenn auch mit Herzklopfen, in das Boudoir der Mutter begab, deren Hoffnungen sie nun zerstören, der sie statt der ersehnten Freundin den Besuch des von ihr schon fast vergessenen und seit jeher wenig beliebten Walter ankündigen sollte. Der gefürchtete Sturm blieb denn auch nicht aus, die leidenschaftliche Frau erging sich in den heftigsten Anklagen gegen Gatten und Tochter, sprach von einer heimlichen Verschwörung gegen sie und erklärte schließlich auf das Entschiedenste, in ihren Zimmern bleiben zu wollen, so lange der unliebsame Gast in den Mauern des Hauses weile.

Editha kehrte rathlos zu dem Vater zurück, der Walter auf das für ihn bereitete Zimmer geführt hatte und eben im Begriffe war, seine Frau aufzusuchen und zu begrüßen. Ihre Mittheilung änderte indessen seinen Entschluß. „Gut,“ sagte er unwillig, „laß sie gehen, Editha; für heute ist, so weit ich Deine Mutter kenne, keine Aenderung ihrer Gesinnung mehr zu erwarten. Möge sie denn ihre selbstgewählte Einsamkeit ertragen.“

Dennoch fiel es peinlich auf, als abends bei Tische die Hausfrau fehlte. Walter sah bekümmert aus, und als er am folgenden Morgen neben Ortmann nach dem wieder ohne Frau Virginia eingenommenen Frühstück auf der Veranda bei einer Zigarre saß, sprach er offen darüber, daß trotz des Wohlwollens, mit dem er von Ortmann und Editha aufgenommen wäre, ein längeres Verweilen im Hause unstatthaft erschiene, da seine Anwesenheit doch niemals zum Störer des häuslichen Friedens werden dürfe.

Ortmanns Stirn faltete sich düster.

„Sie wissen, lieber Grumbach, gegen Frauenlaunen ist schwer anzukämpfen. Indessen ist ja meine Frau, wie Ihnen bekannt, keineswegs die Gebieterin auf diesem Besitztum!“

„Aber sie ist die Mutter Edithas.“

„So wandeln Sie Ihr Verhältniß zu diesem Hause in ein unantastbares. Ich bin so wie so kein Freund halber Maßregeln; zögern Sie nicht länger mit Ihrem Entschlusse, dem Verlobten Edithas wird auch die Mutter ein freundliches Gesicht zeigen müssen.“

„Wie aber eine Erklärung übereilen, die in jeder Beziehung die zartesten Rücksichten verlangt. — Das sähe ja fast wie eine Ueberrumpelung aus.“ —

„Bei der Lage der Dinge bleibt keine andere Wahl, und offen gesagt ist auch mir eine Entscheidung erwünscht. Das Hängen und Wanken hat jetzt lange genug gedauert und wie ich Editha kenne, wird auch sie sich freier fühlen, wenn ihr Verhältniß zu Ihnen eine bestimmte Form gewonnen hat.“ Damit ging Ortmann, Walter sich selbst überlassend.

Dieses Zuhindringen zu einem Entschlusse, einer Erklärung, die, wie er meinte, der Augenblick geben müsse, machte den noch

Leidenden unruhig und unsicher. Fühlte er doch noch nicht die Kraft in sich, das entscheidende Wort zu hören, das Schicksalswort, das ihm eine lichte Zukunft eröffnen, oder ihn aufs neue in die Nacht der Trübsal zurückwerfen sollte. Dennoch war er sich bewußt, wie recht Ortmann habe, eine Entscheidung zu wünschen. Nur in der Eigenschaft des Verlobten Edithas durfte er trotz des abweisenden Verhaltens der Hausfrau hier noch länger verweilen.

Er verließ die Veranda und durchwandelte seinen Gedanken nachhängend den Garten. Da erblickte er Editha auf einer Terrasse sitzend, die, nach der Süd- und Westseite zu gelegen, eine reizvolle Aussicht in das Thal und auf das Gebirge bot; eine Handarbeit lag vor ihr auf dem Tische, doch ihre Hände ruhten müßig im Schoße, während die Augen mit einem Ausdruck stiller Wehmuth auf der duftigen, vom Zauber des Morgens umflossenen Ferne ruhten. Bei diesem Anblick überkam Walter plötzlich eine tiefe Rührung. Jetzt erst fiel es ihm auf, daß sie verändert, bleicher und schmaler aussehe, als er sie vordem gekannt hatte. Wie oft war ihm die Reinheit der Linien an diesem edeln Antlitz aufgefallen, wie oft hatte er sich an der Klarheit dieser Stirne erfreut, Trost und Ruhe aus ihrer sinnigen Unterhaltung geschöpft! Und was hatte er ihr für das Glück der in ihrer Nähe genossenen Stunden gegeben? Um feinetwillen hatten diese Züge ihren heitern Frieden verloren, hatte sich die erste Linie des Kummeres in ihr liebes Antlitz gegraben. Ja, was auch in diesem Augenblicke ihren Ausdruck trübte, war nicht auch er wieder die Ursache davon? Seine Anwesenheit drängte die Tochter in einen Konflikt mit der Mutter, und wenn Editha wirklich, wie Ortmann es annahm, ihn liebte, wie mußte sie leiden um des Starrsinnes dieser Mutter willen, die den Mann ihrer Neigung von sich stieß? — Und er konnte noch zögern, ihr den Halt zu geben, den sie bedurfte, die Gewißheit und den Schutz seiner Liebe?

Dem Impuls seiner Seele folgend, eilte er kurz und entschlossen auf die Terrasse zu. Editha hatte seine nahenden Schritte gehört und wandte ihm jetzt ein erröthendes und doch in stiller Resignation zu ihm aufblickendes Antlitz zu.

„Darf ich hoffen, Sie nicht zu stören?“ fragte er zögernd, nun doch von Scheu ergriffen.

„Im Gegentheil,“ entgegnete sie freundlich, „ich freue mich, wenn jemand mit mir den lieblichen Frieden dieses Platzes genießt. Hier beim Blick in diese gesegnete Landschaft muß sich Ruhe in jedes, auch das bewegteste Gemüth senken, müssen Körper und Seele Genesung finden.“

„Wenn nur der Mensch nicht überall sein Leid mit sich trüge. Ja, wer mit so reinem Sinn wie Sie, Fräulein Editha, sich dem Genusse der Natur hingeben kann.“

Editha ließ ihr Auge traurig und doch dabei voll herzlicher Theilnahme auf den bleichen müden Zügen des jungen Mannes ruhen.

„Das Leid ist nun einmal dem Leben beigemischt,“ sagte sie sanft, „wie dem Lichte das Dunkel folgt, wie die Rose Dornen umhüllen; was aber Gottes Weisheit für den Menschen gefügt hat, darüber soll er nicht klagen, sondern suchen, dem göttlichen Willen zu entsprechen.“

Er blickte sie fragend an.

„Was verstehen Sie unter dem göttlichen Willen?“

„Daß man den Kampf mit den Schmerzen aufnimmt und durch denselben die Kraft gewinnt, dem Edeln nachzustreben, das Vollkommene zu erkennen.“

„Auch wenn zu dem Leid sich eigene Verschuldung gesellte?“

„Auch dann, — welcher Mensch irrte nicht, fühlte sich seinem Schöpfer gegenüber nicht verschuldet?“

„Seinem Schöpfer,“ rief er erregt. „Ja, die Gottheit ist barmherzig dem schwachen Geschöpfe gegenüber. Aber der gekränkte Mitmensch, wird auch der zu vergeben und zu vergessen vermögen,

was ihm Bitteres zugefügt ist, wie schände Selbstsucht ihn verwundet hat, wird er den Hilfeslehenden nicht von sich stoßen und ihm die Hand versagen, die er zu seiner Rettung bedarf?"

Sie blickte einen Augenblick nieder, ihre Wangen färbten sich höher.

"Gilt diese Frage meiner Person, Herr von Grumbach," sagte sie dann, nach kurzem Besinnen wieder zu ihm aufsehend, "so kann ich Ihnen ohne Hehl erwidern: Was Sie mir etwa angethan haben, ist lange ausgelöscht, auf meine Freundschaft dürfen Sie rechnen."

"Auf Ihre Freundschaft, Editha!" rief er stürmisch. "O, ich brauche jetzt mehr als Freundschaft, ich brauche der Liebe, der Treue eines edeln und reinen Herzens, das den Müden aufrichten, den Kranken erquickt, den Verbitterten wieder mit dem Leben ausöhnen soll. — Editha, jetzt genügt mir die Freundschaft nicht mehr, um die ich einst Sie bat, geben Sie mir alles, oder heißen Sie mich gehen, die Sonne Ihrer Gegenwart fliehen, fliehen für immer." Er sank in tiefer Erregung an ihrer Seite nieder und blickte voll leidenschaftlicher Bitte zu ihr auf: "Editha, was auch hinter mir liegt, welch ein tiefer Schmerz um verrathene Liebe bisher auch meine Seele unmachtete, jetzt biete ich Ihnen ein Herz, das nur noch Ihr Bild in sich trägt; Editha, ich liebe Sie, ob auch unwürdig Ihres Besizes, flehe ich doch: Sei mein, vertraue mir, — ich will keine andere, höhere Aufgabe im Leben mehr kennen als die, Dich glücklich zu machen, Dir durch volle Hingabe meines Selbst zu danken, wenn Du mich zu Dir erheben willst."

Seine Augen hingen in fieberhafter Erregung an ihren Lippen, seine Wangen waren bleich geworden. Editha neigte sich zu ihm nieder, eine Thräne fiel auf die Stirn des Bittenden, als ihre Lippen dieselbe berührten.

"Walter, stehen Sie auf; es bedarf dieses Flehens, dieser Selbsterniedrigung nicht. Ich liebe Sie ja, seit ich Sie kenne."

Mit einem Freudenschrei sprang er empor und schlang seine Arme um sie.

"Editha, meine Editha, Gott segne Dich für dieses erlösende Wort. Jetzt giebt es noch eine Zukunft für mich!"

Sie lehnte sich voll Hingebung an seine Schulter.

"Eine glückliche Zukunft, so Gott will!"

Mit großer Rührung und herzlicher Freude empfing Ortman die Arm in Arm ihm Entgegenkommenden. So hatte seine Voraussicht sich doch erfüllt, diese beiden waren füreinander bestimmt, sie sollten geklärt durch die Trübsal das Glück finden, das nur aus dem Zusammenklang der Seelen entspringt und das er so schmerzlich vermisse. Für ihn zwar war das Scheiden von dem lieblichen Kinde ein unerföhlicher Verlust.

"Ja, ja," sagte er und legte seine Hand liebevoll auf Edithas Haupt, "was das Leben des einen mit Freude erfüllt, raubt dem andern seinen besten Trost. Mit Dir, meine liebe Editha, geht der Sonnenschein aus dem Hause, es wird recht öde um mich werden."

Er wandte sich bewegt ab, fügte dann aber sogleich in seiner gewohnten jovialen Weise, hinter welcher er seine Rührung zu verbergen suchte, wie zur Beruhigung hinzu:

"Doch das ist nun einmal so der Lauf der Welt: Scheiden und Meiden. Wenn wir an Deinem Hochzeitstage unser schönes Volkslied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath," anstimmen, darf ich ja wohl auch mit Zuversicht den Refrain hinzufügen: Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! — Ihr werdet Eure Schritte ab und zu dem Vater- und Mutterhause wieder zuwenden."

Dabei versuchte er heiter zu lächeln; aber die Bewegung übermannte ihn. Editha schlang ihren Arm um den Hals Ortmanns und lehnte ihr Haupt an seine Brust.

"Mein lieber Vater!"

Noch nie war ihr die ganze Selbstlosigkeit der Liebe ihres Stiefvaters so zum Bewußtsein gekommen als in diesem Augenblick,

noch nie hatte sie deshalb auch ihrer Empfindung einen solchen Ausdruck gegeben. Ortmanns Augen wurden feucht.

"Mein gutes, gutes Kind!" sagte er weich, "ich wünschte, Du wärst mein eigen und ich hätte in Wahrheit die Rechte eines Vaters an Dich!"

"Du hast diese Rechte," entgegnete Editha innig. "Seit ich in Dein Haus kam, hast Du mir all die väterliche Liebe gegeben, die mir so lange versagt war. Ich aber habe bisher gar wenig gethan, um diese Liebe zu verdienen, und kann nur bitten, erhalte mir für alle Zeit diese väterliche Zuneigung, ohne die mein Glück kein vollständiges sein würde."

Noch stand ein schwerer Augenblick den Liebenden bevor, die erste Begegnung mit der Mutter. Ortman übernahm es, seiner Frau Mittheilung zu machen. Er fand dieselbe in höchst aufgeregter Stimmung, der freiwilligen Absperrung von dem Verkehr mit den Hausgenossen innerlich überdrüssig, und doch zu eigenwilligem Verhalten entschlossen. Die Nachricht von dem Bunde der Herzen ihrer Tochter und Walters kam ihr nicht ganz überraschend; sie hatte sich seit der Ankunft des unliebsamen Bewerber darauf vorbereitet und ihr Verhalten diesem Ereigniß gegenüber vorbedacht. So hörte sie denn gelassen, wenn auch mit finster gerunzelten Brauen, was ihr Gatte ihr zu sagen hatte.

"Ach", rief sie dann mit festgekniffenen Lippen, "so weit ist es also gekommen? — Meine Tochter giebt ihr Wort einem Manne, ohne mich vorher zu fragen, ohne mir einmal von ihren Absichten Mittheilung zu machen?"

"Wie konnte Editha sich Dir mittheilen, da Du eigenjinnig dem Manne, von dem Du wohl ahnen konntest, daß er Edithas Neigung besitze, selbst die jedem Gaste schuldbige Höflichkeit versagt."

"Vergiß nicht, daß dieser Mann sich höchst zweideutig gegen uns benommen hat. Ihn aufs neue in unser Haus zu führen, ist zum mindesten eine Unbesonnenheit, die zum Vergehen wird, da Editha ihr jetzt zum Opfer fällt."

"Du irrst, wenn Du eine Unbesonnenheit nennst, was wohl überlegt geschah. Ich habe Dir nie verborgen, daß ich in dieser Verbindung für Editha ein Glück erkenne."

"Ein ähnliches Glück vielleicht, wie das, welches Du ihrer Mutter bereitest."

Ortman zuckte unter dieser Anklage wie unter einem Messerstiche zusammen; aber er suchte sich zu beherrschen und erwiderte nur bitter:

"Du hättest Recht, wenn Editha Dir gliche, dann wäre ein Eheglück wohl kaum für sie zu erhoffen."

Frau Virginia fuhr heftig auf:

"Das mir, mir, nach allem, was ich Dir geopfert habe!"

"Opfer werden drückend, wenn man immer aufs neue Dank dafür zu fordern sich berechtigt glaubt. Doch lassen wir das jetzt," fügte er weicher hinzu, "es handelt sich hier nicht um uns! Ich hoffe, Du wirst so weit Deinen Unmuth über das nun doch nicht mehr zu Aendernde bezwingen, um Deiner Tochter ihr junges Glück nicht zu trüben."

"Ich will es so wenig trüben, daß ich selbst meinen Anblick den Neuverlobten zu ersparen gedenke. Meine Jungfer ist schon beschäftigt, die Koffer für mich zu packen. Noch heute reise ich mit dem Nachtzuge nach Rom."

In Ortman wallte es zornig auf; aber er suchte sich zu beherrschen und entgegnete nur mit einer ruhigen Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldete: "Das wirst Du nicht thun. Hüte Dich, Deine Laune bis zum Aeußersten zu treiben. So darf man mit der Würde seines Hauses nicht spielen, das werde ich nimmermehr zugeben."

(Fortsetzung folgt).

(Nachdruck verboten.)

Sport und Gesundheit.

Von Dr. Erich Werner.

Sport, Sport, Sport, überall Sport. Wohin man blickt, wird geradelt, gerudert, geritten, geturnt, gerungen, Lawn Tennis gespielt, Fußball geworfen, geklettert und geschwommen. Der Pessimist könnte sagen, daß die Welt nur noch den Vergnügungen des Sports lebt. Aber die Auffassung, daß der Sport in erster Linie ein Vergnügen ist, wäre durchaus falsch. Allerdings führt dem Sport das Vergnügen, das er mit sich bringt, sicher die Hauptmasse seiner Liebhaber zu. Aber dieser äußere Anreiz ist doch nur ein Lockmittel, das denen, welche ihm folgen, zugleich einen tatsächlichen, werthvollen Gewinn gewährt, der beruht auf der weitreichenden gesundheitlichen Rückwirkung, welche eine jede maßvolle Sportausübung in sich schließt.

Sobald wir mit einem Organ unseres Körpers eine größere Arbeit leisten, wird zu diesem Theile der Blutstrom in reichlicherer Menge hingelenkt, denn es ist ein allgemeines Gesetz, daß das Blut dorthin mit vermehrter Geschwindigkeit fließt, wo durch die Arbeitsleistung ein regerer Stoffverbrauch stattfindet. Da bei einer jeden Sportausübung alle Theile mehr oder weniger in eine stärkere Thätigkeit versetzt werden, so ist die Gesamtwirkung der Körperbewegung die, daß der ganze Blutkreislauf eine Beschleunigung erfährt. Das merkbare Anzeichen für diesen Vorgang ist die Erhöhung der Herzschläge und Pulsschläge. Das Herz muß schneller arbeiten, um die aus dem Körper zurückkehrende und anstürmende Bluthochflut in die Lunge fortzudrücken und umgekehrt das aus der Lunge zurückfließende Blut wieder durch die Verzweigungen des Blutgefäßsystems nach allen Punkten fortzupressen und hinleiten zu können. Bei einem Erwachsenen werden für gewöhnlich in der Minute 72 Herz- und Pulsschläge gezählt. Bei einem Radfahrer, Ruderer oder Bergsteiger, der sich nicht übermäßig anstrengt, wächst die Zahl der Herz- und damit der Pulsschläge auf mehr als 100 in der Minute.

Das Blut braucht für die Stoffe, die es an die bei der Sportausübung thätigen Organe abgibt, Ersatz, und es muß auch zugleich alle aus dem Körper aufgenommenen, unbrauchbaren Stoffe ausscheiden. Soweit es sich um gasförmige Stoffe handelt, erfolgt dieser Austausch im wesentlichen in der Lunge. Es ist nun eine leicht zu beobachtende Thatsache, daß sogleich mit dem Beginn einer größeren Muskelthätigkeit die Zahl der Athemzüge gesteigert wird, und diese Vermehrung der Athemzüge setzt sogar noch vor der Beschleunigung der Herzschläge ein. In der Ruhe macht ein junger Mann von 25 Jahren und etwa 150 Pfund Gewicht 16 Athemzüge in der Minute. Setzt er sich aber auf sein Stahlroß und schlägt ein Tempo von mittelmäßiger Geschwindigkeit an, so wächst die Zahl der Athemzüge auf 28 bis 30. Beschäftigt er sich nur, wie es sein Beruf mit sich bringt, so athmet er stündlich 29 Gramm Sauerstoff ein und giebt dafür 44 Gramm Kohlensäure ab, ist er in voller Fahrt begriffen, so athmet er stündlich 53 Gramm Sauerstoff ein und er scheidet dafür 55 Gramm Kohlensäure aus. Die Anregung, die die Athmung und der Gaswechsel durch die Muskelthätigkeit beim Sport erfährt, ist demnach sehr beträchtlich, und sie ist für den Körper um so werthvoller, als ja die Ausübung des Sports meist im Freien und in reiner, gesunder Luft erfolgt. Aber der Körper bedarf nicht nur des lebenserhaltenden Sauerstoffs, sondern er benötigt auch der nicht gasförmigen Nährstoffe, wie solche in den Lymphgefäßen den Körper durchwandern. Wie bei jeder Muskelarbeit, so wird nun auch beim Sport die Bewegung des Nährsaftstroms in den Lymphgefäßen gesteigert. Durch die Vermischung der Nährstoffe mit dem Blut werden diesem neue Bildungstoffe zugeführt, die für die Lebensvorgänge der verschiedenen Organe verwendet und ausgenutzt werden.

Die Stoffe, deren der Körper für die durch den Sport erhöhte Thätigkeit seiner Organe bedarf, entnimmt er theils den in ihm aufgespeicherten Borräthen, theils den durch den Verdauungsapparat verarbeiteten Nahrungsmitteln. Von den aufgespeicherten Borräthen wird nun durch die mit dem Sport verbundene Muskelthätigkeit zunächst nur Fett verbrannt, und erst, wenn die Anstrengung eine gewisse Grenze überschreitet und sich Athemnoth einstellt, da die Sauerstoffaufnahme immer mehr hinter der Kohlen säureabgabe zurückbleibt, tritt auch ein Zerfall der Eiweißstoffe ein. Schon aus dieser Sachlage ergibt sich, wie nutzbringend der Sport gerade für die Fettleibigen oder sonst für Personen ist, die mit einer übermäßigen Körperfülle bedacht sind. Da aber auf der anderen Seite der Sport auch gesteigerte Anforderungen an den Verdauungsapparat stellt, so wirkt er auch regelnd und anregend auf die Verdauungsthätigkeit ein, und ist daher ein vortreffliches Heilmittel gegen darniederliegende Verdauung und daraus folgende Beschwerden.

Jede größere Muskelthätigkeit ist von einer stärkeren Wärmebildung begleitet, die dann eine vermehrte Wärmeabgabe nach sich zieht. Die Blutgefäße der Haut erweitern sich, die Haut röthet sich und bedeckt sich mit Schweiß. Diese Wasserabgabe in der Form von Schweiß ist zugleich mit der Verdunstung von der Lungenoberfläche sehr bedeutend. Während ein Mann von dreißig Jahren in der Ruhe in drei Stunden durch die Haut und die Lunge gegen 90 Gramm Wasser verdunstet, giebt er in derselben Zeit, wenn er auf dem Rade fährt, eine Bergtour unternimmt oder reitet, 180 bis 270 Gramm Wasser durch die genannten Organe ab. Es wird also durch den Sport der Körper zeitweilig sehr weitgehend von dem überschüssigen Wasser befreit, was sich auf die Zusammensetzung des Blutes und der sonstigen Körperflüssigkeiten in vortheilhafter Weise geltend macht.

Schon durch diese vielfältige Rückwirkung wird der Nutzen des Sportes klar. Der Herzschlag wird kräftiger, die Lunge erweitert sich und in Verbindung mit der Stärkung der bei der Athmung thätigen Muskeln wird der Brustkorb weiter und gewölbter, die Gesamtmuskulatur des Körpers nimmt, je nach dem Grade, als sie bei der Ausübung der einzelnen Sportarten in Anspruch genommen wird, an Umfang, Dichtigkeit und Leistungsfähigkeit zu, die Knochen, an denen die arbeitenden Muskeln befestigt sind, werden durch den auf sie wirkenden Zug stärker und widerstandsfähiger, die Gelenke, die durch die Muskeln bewegt werden, gewinnen selbst an Beweglichkeit und die Thätigkeit aller bei dem Stoffwechsel und der Verdauung beteiligten Organe wird angeregt und gehoben.

Aber hiermit ist der Einfluß des Sportes auf den Körper noch nicht erschöpft. Du Bois-Reymond sagt in seiner Rede „Ueber die Uebung“: Die Leibesübungen sind nicht blos Muskel-, sondern auch Nervengymnastik. Denn eine jede Leistung unseres Körpers als eines Bewegungsapparates beruht noch mehr als auf der Kraft der Verkürzung der Muskeln auf dem richtigen Zusammenwirken derselben. Um eine zusammengesetzte Bewegung, beispielsweise einen Sprung auszuführen, das Fahrrad zu treten und dabei das Gleichgewicht zu erhalten oder auch vom Gleitfuß des Ruderbootes aus das Ruder schulgemäß zu bewegen, müssen die Muskeln in der richtigen Reihenfolge zu wirken anfangen und die Energie jedes einzelnen muß nach einem gewissen Gesetze anschwellen, anhalten, nachlassen, damit das Ergebnis richtige Lage der Glieder und richtige Geschwindigkeit des Schwerpunktes in richtiger Richtung sei. „Man hat Grund, anzunehmen,“ sagt Du Bois-Reymond, „daß in der Regel der normale Muskel dem Nerv pünktlich gehorcht und daß sein Verkürzungszustand in jedem Augenblick durch den Erregungszustand des Nerven in einem vorhergehenden Augenblick bestimmt wird. Da nun die Nerven selber nur die aus den Ganglienzellen kommenden Anreize überbringen, so leuchtet ein, daß der eigentliche Mechanismus der zusammengesetzten Bewegungen im Zentralnerven-

system seinen Sitz hat und daß folglich Uebung in solchen Bewegungen im wesentlichen nichts ist, als Uebung des Zentralnervensystems. Bei den meisten zusammengesetzten Bewegungen kommt neben der Beherrschung der Muskeln noch etwas anderes in Betracht. Auge, Druck- und Muskelsinn und schließlich die Seele müssen bereit sein zur Auffassung der Körperstellung in jedem Augenblick, damit die Klaviatur der Muskeln richtig angeschlagen werde.“ Also nicht bloß die Bewegungsnerven, sondern auch die Empfindungsnerven und die geistigen Funktionen werden durch den Sport geübt und geschult.

Gerade dieser mit dem Sport verbundene Nerventraining verdient die höchste Beachtung. „Alle jene Zustände,“ sagt der bekannte Berliner Kliniker Senator, „bei welchen die Widerstandsfähigkeit des Nervensystems herabgesetzt ist, von der auf der Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit stehenden allgemeinen körperlichen und geistigen Schlassheit bis zu jenem Heer von Neurosen in der sensiblen, psychischen und motorischen Sphäre, die man zusammfassend als Neurasthenie bezeichnet, lassen sich durch Leibesübungen in der günstigsten Weise beeinflussen, wenn diese den jedesmaligen Verhältnissen entsprechend ausgewählt und angepaßt werden.“ Der Nervöse und Nervenschwache, dessen Vertrauen auf seine Leistungsfähigkeit oft auf's Tiefste erschüttert ist, bedarf zu seiner Ausrüttelung der sichtbaren Beweisführung, daß es doch mit seiner Erschöpfung nicht so arg bestellt ist, als er glaubt. Seinen Muth zu beleben und seine Thatkraft anzuspornen, dazu ist nun der Sport ein vorzügliches Mittel. Das Vergnügen, das seine Ausübung bereitet, und die Abwechslung, die er darbietet, locken von selbst, sich ihm zuzuwenden. Die Anspannung der Kräfte und die Erfahrung, daß der Körper doch noch einer größeren Leistung fähig ist, treiben den Nervenschwachen zu einer weiteren Bethätigung des ihm noch verbliebenen Energievorrathes an, und so weicht die Schlassheit allmählich mehr und mehr und an ihre Stelle tritt dafür Kraftgefühl und Rüstigkeit. Und dieses anfänglich nur rein körperliche Wohlbefinden greift dann auch auf den Geist über. Das müde und abgspannte Gehirn erhält einen Angriffspunkt, an dem sein Interesse einsetzt, und dieser erste Anstoß verbreitert und vertieft sich zunehmend, so daß nun auch auf anderen Gebieten, zwar nur langsam aber doch stetig fortwachsend, die frühere geistige Regsamkeit und Frische wiederkehren.

Soll aber der Sport die erhofften Wirkungen zeitigen, dann ist es unbedingt nöthig, daß er methodisch betrieben wird. Methodisch heißt hier vor allen Dingen ohne Ueberhastung und Ueberanstrengung. So nutzbringend die maßvolle Ausübung des Sportes ist, so schädlich kann sich die Maßlosigkeit gestalten. Ein jeder Sport sollte, streng genommen, dann sein Ende finden, wenn sich das Gefühl der Ermüdung einstellt. Durch sie zeigt der Körper selbst an, daß er sich für den Augenblick genügend ausgearbeitet hat und daß der Ausgabebetat seiner Kräfte aufgebraucht ist. Was darüber hinausgeht, dient nicht mehr zur Stärkung des Körpers, sondern zu seiner Erschöpfung. Namentlich sollten es sich Nervöse und Nervenschwache zur unabwiesbaren Regel machen, jede Sportübung abzubrechen, sobald sich das erste Gefühl der Ermüdung geltend macht. Die Ueberanstrengung, zumal wenn sie sich häufiger wiederholt, zieht sicher einen Rückschlag nach sich, der unter Umständen so tiefgehend werden kann, daß er den ganzen früheren Gewinn aufhebt. Die langsam fortschreitende Uebung der Körperkräfte dagegen bringt ganz von selbst eine Steigerung derselben mit sich und verbürgt zugleich den ungetrübten Genuß aller dem Sport eigenen Vortheile.

Ein jeder Sport kostet Zeit und Geld. Aber diese Aufwendungen sind gut angelegt. Man könnte in Abänderung einer bekannten Redensart sagen: Was man für den Sport ausgiebt, erspart man in der Apotheke.

(Nachdruck verboten.)

Fritz Frenzels Liebesgeschichte.

Eine Erzählung aus armer Leute Leben von Hans Hagen.

Fritz Frenzel zog sein dünnes, fadenscheiniges Röckchen dichter zusammen. Solch ein Märzorgen konnte doch recht kalt sein!

Er betrachtete mit liebevoller Sorgfalt den in sauberes Papier eingeschlagenen Karton, den er unter seinen Rock geklopft hatte.

Es war recht schwierig gewesen, ihn unbemerkt fortzubringen. Die Luchsaugen seiner Mutter sahen ja alles! Schon gestern abend, als er den Karton mit nach Hause gebracht, hätte sie ihn beinahe entdeckt. O, und der Skandal dann!

Rasch hatte er den Korridor aufgeschlossen und war gleich in seine Kammer geschlüpft. Aber horch! Mutter war schon auf dem Korridor.

„Was machst Du denn da in der dunklen Kammer? Wo bleibst Du denn wieder so ewig? Was?“

Ihn schauderte es noch, als er der Worte sich erinnerte. Eiligst, mit zitternden Händen hatte er das ihm so theure, so unendlich mühselig erworbene Bild unter den Strohsack seines Bettes geschoben und war, Entschuldigungen stammelnd, auf den Vorraum hinausgetreten, wo die Mutter auf ihn gelauert, die scharfen Augen aus dem mageren, hohlwangigen Gesicht mißtrauisch auf ihn gerichtet. Und das alles beleuchtet von dem flackernden Lichte der qualmenden Küchenlampe mit dem ewig halben Cylinder! — — Ach, das waren so die Bilder aus seinem Daheim.

Fritz Frenzel fuhr auf aus seinen Gedanken. Ein paar festsche, stramme Gymnastiken in ihren eleganten pelzverbrämten Mänteln und braunen Sammetmützen gingen festen Schrittes an dem zitternden, trippelnden Frenzel vorüber und machten ihre Bemerkungen über die dürre, langaufgeschossene Gestalt des armen Bureauchreibers.

Frenzel warf ihnen einen verächtlichen Blick nach. Ja, die hatten gut austrapsen, die Kinder der Reichen! Warme Strümpfe, ganze Stiefeln und dabei austaffirt wie die russischen Grafen.

Aber nein, er wollte heute nicht bitter sein, nicht neidisch auf andere Menschen. Er war ja selbst so glücklich, so unendlich glücklich! Was er so lange sich ausgedacht und überlegt hatte, jetzt sollte es zur Ausführung kommen.

Seit er zu seinem Rechtsanwalt ging, das waren nun zwei Jahre. Und seit einem Jahre traf er sie, seine stille Geliebte. Jeden Morgen fünf Minuten vor acht Uhr auf dem Markte an der bestimmten Stelle, an den Bühnen vorm alten Rathhaus, begegneten sie sich, wenn sie von ihrer Wohnung nach dem großen Konfektionsgeschäft und er von seiner Behausung in der Südvorstadt nach dem Bureau ging.

Gleich beim ersten Ansehen hatte sie ihm gefallen. Und seitdem wurde jeden Morgen die ganze Marktseite entlang gesucht, ob nicht bald der Hut mit der weißen Feder auftauchte. Und wenn ihn Frenzel gesehen, dann ließ er ihn nicht wieder aus den Augen. Mit jedem Schritt klopfte dann sein Herz höher, und zitternd vor Aufregung ging er dicht an ihr vorüber.

Darauf hatte sich Frenzels Liebesabenteuer mehrere Monate hindurch beschränkt. Endlich war die Schöne auf ihren seltsamen, stummen Verehrer aufmerksam geworden; und als er eines Morgens wieder mit hochgerötheten Wangen an ihr vorübergekommen, da hatte sie an ihm emporgeschaut und ihn aus ihren schönen, dunklen Augen so lieb und treuherzig angelacht, daß es Fritz Frenzel ganz selig zu Muth geworden war. Und als er sie am nächsten Morgen wieder kommen gesehen, da war er stehen geblieben und hatte ehrerbietig seinen Hut gezogen. Sie hatte ihm grad ins Gesicht gelacht und seinen schüchternen Gruß erwidert, eben wieder mit einem solchen reuherzigen, lieben Blick wie gestern.

Seitdem war sie sein ganzes Träumen und Denken. Ein Freund von ihm, ein Schreiber bei der Polizei, hatte ausgekundschaftet

daß sie Bertha Fiedler heiße, 19 Jahr alt und am 13. März geboren wäre, keine Eltern mehr hätte, hier bei einer Wittfrau in der inneren Stadt wohnte und in einem Konfektionsgeschäft thätig wäre. „Etwas Nachtheiliges ist über Bertha Fiedler nicht bekannt,“ so schloß der Bericht des Polizeischreibers.

Das letztere hatte Fritz Frenzel ganz besonders beglückt und ihn in seiner Liebe zu Bertha bestärkt. Denn er war ein solider junger Mann mit strengen Ansichten und Grundsätzen. Sein Vater war ebenfalls nur Bureauführer gewesen, aber auf Moral und Grundsätze hatte er auch gehalten. Und erst nach seinem Tode die Mutter! Die hielt ihn fast zu streng. Er war doch so fleißig, seine Vorgesetzten lobten ihn stets. Was er verdiente, brachte er seiner Mutter, kaum, daß er Sonntags einmal zwei Groschen davon für sich bekam. Und doch fast verging kein Abend, ohne daß er Scheltworte von der Mutter zu hören bekam. Und jetzt die letzte Zeit war es gar arg. Seine Mutter konnte doch von der Sache mit Bertha nichts wissen. Wem sollte es denn aufgefallen sein, wenn er im Gewühle der Großstadt alle Morgen ein junges Mädchen traf und grüßte! Zuletzt hatten sie ja auch ab und zu ein paar Worte gewechselt — sie hatte ihn nämlich endlich angesprochen, weil er sich's nicht getraute — aber wie sollte von all dem seine Mutter etwas erfahren haben?

Und doch! Fast mußte es so sein! Alle Abende fing sie die alte Leier an, was es für ein Unsinn, für ein Unglück wäre, wenn junge Leute frühzeitig Liebchaften schlössen. Und wenn sie ihm dann so gegenüber saß, die Lampe ein wenig höher schraubte und ihn so suchend und forschend ansah, dann wußte er garnicht, wo er hin sollte mit dem tollen, jungen Glück da drinnen in seiner heißen Brust. Nur wenn er zu Bett war und seine Kammer zugeschlossen hatte, dann durfte er aufjubeln in seiner Erinnerung an seine holde, schwarzäugige Bertha.

Wie lange hatte er gestern Nacht vor dem Bilde gefessen! Es war auch eine eigene Sache damit. Vor ein paar Wochen war er zufällig vor der Auslage einer Kunsthandlung stehen geblieben. Im Schaufenster hing ein Bild, das gleich bei einem Haar seiner Bertha. Eine herrliche Frauengestalt in lustigem, phantastischem Gewande saß verborgen unter uneröffneten Blüten und knospenden Ranken und schaute neugierig hervor, ob nicht der Frühling bald käme. Und darunter stand: „Märzveilchen.“

Dies Bild wollte er seiner Bertha zum Geburtstage schenken! Aber drei Mark sollte es kosten! Woher das Geld nehmen oder zusammensparen in knapp zwei Monaten, wo er selbst kaum fünfzig Pfennig Taschengeld im Monat bekam?

Da war der junge Referendar seine Rettung gewesen. Der Herr Doktor, der bei seinem Rechtsanwalt arbeitete, hielt große Stücke auf ihn, und zu gern steckte der lustige, lebenswürdige Herr mit dem großen, gutmüthigen Gesicht voller narbiger Schmissen dem armen Fritz Frenzel ein paar Groschen zu, und wenn's für die geringste Handreichung war. Und ihm hatte Fritz sein Geheimniß anvertraut. —

Er bog um die Ecke, kreuzte die verkehrreiche Hauptstraße der Stadt — und nun über den Markt an den Bühnen entlang. Sein Herz klopfte ihm bis an den Hals hinauf. Jeden Augenblick konnte sie kommen. Was sollte er denn nur sagen? Schon war er die Hälfte des Marktes hin und Bertha noch nicht zu sehen.

„Guten Morgen, Herr Frenzel,“ lachte es plötzlich hinter ihm, „Sie sehen mich wohl heute garnicht?“

„Ach — ach! — — Gu — Guten Morgen, Fräulein Bertha, ich gratulire Ihnen herzlichst zu Ihrem Geburtstage.“

„Was! Sie wissen, daß heute mein Geburtstag ist! Woher denn?“ frug das junge Mädchen, und der warme Hauch ihres Mundes zog in weißen Wolken an ihm vorüber.

„Ich — ich hab's erfahren. Gleichviel woher! Aber bitte, Fräulein Bertha, nehmen Sie diese kleine Geburtstagsüberraschung von mir. Es ist ein einfaches Bild nur, aber, denken Sie

auch ein Märzveilchen, gerade wie Sie und gerade so — nein, bald so schön wie Sie!“

„Ach, schmeicheln Sie doch nicht! Und Sie wollen mich beschenken? Aber das kann ich doch garnicht — —“

„Die Kleinigkeit! Und es hat eine besondere Verwandtniß mit dem Märzveilchen. Lesen Sie's nur, ich habe ein paar Zeilen dazu geschrieben.“

„Na, ich will sehen. Morgen treffen wir uns ja wieder. Heute habe ich es sehr eilig,“ entgegnete Bertha, indem sie vorfüchtig den Karton an sich drückte, „einstweilen schönen Dank.“

Sie schüttelte ihm die Hand, sah ihn nochmals freundlich an, und dann eilte sie fort und war verschwunden unter den Menschen.

Fritz Frenzel stand wie gebannt da. Was hatte sie ihm nicht alles gesagt, gestanden in diesem letzten Blicke!

Ich bin auch solch ein armes, verlassenes Menschenkind wie Du, eine Pflanze, die aufwächst ohne Licht, eine Seele, die ein Leben lebt ohne Liebe und Glück. Was hast Du mir geschenkt mit Deiner Liebe, mit Deiner warmen, ehrlichen, zitternden Liebe, mit der Du hier neben mir gestanden, Du armer, braver, lieber Burtsche, Du!

Das alles, meinte er, müsse sie ihm gesagt haben durch den einen dankenden Blick, und er hatte die Sprache verstanden, diese schüchterne, stammelnde Erklärung junger Liebe. — —

Baum! — Baum! — Baum! —

Nicht dröhnende Schläge zitterten durch die kalte Morgenluft über das Häusermeer dahin.

Fritz Frenzel schreckte auf. Acht Uhr schon! Er eilte seinem nahen Bureau zu. Der Herr Bureauvorsteher nahm's ja so streng mit der Pünktlichkeit, und er war doch schon einmal zu spät gekommen.

II.

Scharf bogen die Pferde um die Ecke, und knirschend in dem hochaufgeschütteten Sande des Waldweges folgte die Equipage. Jetzt war der große Wald, der südlich der Stadt lag, durchquert. Weites, freies Feld. Bald flimmerten die Lichter der letzten Bahnstation vor der Stadt, und rechts von der Chaussee hoben sich die Thürme und spitzen Dächer der Villenkolonie aus dem Dunkel und dem Nebel heraus.

Die beiden jungen Männer, die in der Equipage dahinfuhren, hatten lange Zeit, ohne ein Wort zu reden, neben einander gefessen. Endlich brach der ältere das Schweigen:

„s ist nett vom Alten, daß er uns einmal seinen Wagen gegeben hat. Es geht doch anders als mit solch einem Droschkenklepper.“

„Gewiß, Herr Referendar,“ bestätigte der jüngere, „ich dachte schon, er würde uns bis zur letzten Station mit der Bahn fahren lassen, und dann müßten wir laufen.“

Der Referendar lachte auf.

„Nu nee! Zu den Terminen auf den Bierdörfern herumlaufen, das fehlte bloß noch. Für eine Droschke reicht's schon, so viel wirft die Juristerei allemal ab.“

Wieder Stillschweigen. Villa um Villa wechselte. Der junge Jurist betrachtete aufmerksam die erleuchteten Fenster. Dort saß man wohl gerade beim Abendbrot, da wieder war alles hell erleuchtet, hier schien heute Gesellschaft zu sein.

Der andere blickte stumm, träumend vor sich hin. Die Außenwelt war ihm gleichgültig, er lebte einer Welt in sich.

„Frenzel, nehmen Sie die Decke höher,“ begann der Referendar von neuem, „Sie erkälten sich sonst.“

Wieder Stillschweigen.

„Zum Donnerwetter Frenzel, sind Sie aber heute langweilig. Da schwärmen Sie mir schon lieber von Ihrer Bertha vor.“

„Ach, Herr Doktor, Sie veralbern mich bloß.“

„Fällt mir garnicht ein! Im Gegentheil, das Verhältniß interessiert mich kolossal. Ist so was Romantisches, so was Absonderliches drin.“

„Ja, spotten Sie nur! — Mit der Liebe ist das so eine Sache. Es kann jemand ein grundgescheiter Mensch sein, wenn er nicht selber liebt, versteht er andere in dem Punkte nicht. Und ich glaube, auch wenn er früher einmal geliebt hat, hat er's vergessen und thut demjenigen Unrecht, bei dem gerade Liebesfrühling ist.“

„Frenzel, Sie werden ja beinahe poetisch! Nun, und was meinen Sie, daß es bei mir ist — Liebesfrühling oder Herbst? Was?“

„Weiß ich, wie die Herren leben? Der Herr Doktor werden wahrscheinlich schon manche Flamme gehabt haben während der Studentenzei — na und jetzt? Ich glaub's nicht, der Herr Doktor sind mir zu lustig dazu.“

„Ja, muß denn die Liebe traurig machen?“

„Wenn sie noch so aussichtslos ist, wenn man noch nicht weiß, was mal draus wird!“

„Ach, was fragt da wahre Liebe nach! Sehen Sie, Frenzel, ich weiß in den Dingen vielleicht besser Bescheid als Sie: Ich bin vielleicht ebenso glücklich oder unglücklich verliebt oder verlobt wie Sie.“

„Was Sie sagen!“ rief Frenzel und riß die Augen weit auf, „weiß sie es denn schon?“

Der Referendar wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Ja, natürlich weiß sie's. Aber die Eltern wissen noch nichts, ihre nicht und meine nicht. Und ehe ich meinen Aeffor nicht gemacht habe, dürfen wir kein Sterbenswörtchen davon sagen.“

„Wo wohnt sie denn? Hier in der Stadt?“

„O Gott bewahre, ihr Vater ist Rechtsanwält und Justizrath in Königsberg.“

„Da gehen Sie wohl bald fort von hier?“

„Meinen Aeffor mache ich ohnehin in Berlin, und dann,“ setzte der Referendar wie geheimnißvoll mit leiser Stimme hinzu, „dann hol' ich mir mein Mädcl und werde Kompagnon beim Herrn Schwiegerpapa! Was, Frenzel, das wäre nicht schlecht?“

„Ja, ja. — Und das nennen Sie aussichtslos! Und wenn auch nicht alles gleich so klappte, Ihnen wird's schon einmal gut gehen und Ihrer Fräulein Braut. Will's Ihnen auch von Herzen wünschen. Aber mir und meiner armen Bertha, ach Du mein Gott! — —“

Der Referendar blickte aus seinem vollen, runden Gesicht halb mitleidig, halb belustigt den blassen, schmalen Jungen an, dessen mageres Gesicht, dessen scharf geschnittene Züge sich wie eine Silhouette auf dem dunklen Hintergrund abhoben.

„Will Ihnen mal was sagen, Frenzel,“ begann der Doktor in vertraulichem Tone, „aber Sie dürfen nicht gleich Lustschlösser darauf bauen. Verstanden?“

„Nein, nein! — Was denn, Herr Doktor?“

Die beiden rückten noch etwas näher zusammen und plauderten wie gute Freunde, während die Equipage in ihrem saufenden Laufe schon die Straßen der Vorstadt erreicht hatte.

* * *

„Ist es die Möglichkeit? Ist es die Möglichkeit?“ jammerte Frau Frenzel, indem sie mit der Hand den schon halb brennenden Docht der alten, schmutzigen Tischlampe abputzte und die Finger dann an der Schürze abwischte.

„Herr Gott doch, was Sie sich bloß uffregen, Frau Nachbarn,“ erwiderte die dicke Maler Krasselten, die am Fenster in der kleinen, ärmlichen Wohnstube ihrer Flurnachbarin Platz genommen hatte. „Sone Sachen machen se alle, alle, wie se gebacken sin, das muß mer'n ebenst austreiben. Feste druff, das kiehlt ab — un so!“

„Nee, nee, nee, Frau Krasselten,“ wimmerte Frau Frenzel, „das ist was anders bei meinem Jungen. Wenn der so was macht, bei dem ist das nicht so eine bloße Jagerei. Nee, wenn sich mein Fritz einmal was in den Kopf gesetzt hat, dann hat's seine Zucht.

Und glauben Sie mir, was Unrechts thut der nicht. Und das ist ja eben, daß man nichts machen kann, er rennt mit seinen einundzwanzig Jahren rein in sein Glend und man sitzt da und sieht zu!“

„Na, da hab'ch ja was Scheenes angericht,“ seufzte die Malersfrau.

„Nee, nee, Frau Krasselten, 's ist schon besser so. 's ist schon besser, man weiß es bei Zeiten, daß einem nächstens der Junge mit einem Mädclen davonläuft und die alte Mutter sitzen läßt mit ihren paar Groschen Pension.“

„Na, wissen Se, Frau Frenzeln, am schlimmsten ham Se's nu gerade noch nich. Fir keenen Mann, fir keene Kinder ham Se zu sorgen. Was will ich denn da sagen? Ham Se eene Ahnung! Was soll ich machen mit meinen fünf kleenen Bälgern, wenn mei Adolf wieder emal 's ganze Geld in der Destille verhaun hat? Arbeiten muß'ch, schusten muß'ch fir sechs! — Ham Se eene Ahnung?“

„Was meinen Sie damit, Frau Krasselten? Soll ich etwa auf meine alten Tage noch arbeiten gehen? Aufwartung machen oder Journale austragen, was?“

Die Malersfrau schaute verstohlen lächelnd auf die Nachbarin hinüber, sie war entschieden anderer Meinung über die Nothlage der Frau Frenzel.

„Ich hab's, er darf nicht,“ fuhr Fritz Frenzels Mutter plötzlich aus ihrem Nachdenken auf, „was meinten Sie vorhin, Frau Krasselten, solid ist sie nicht, sagten Sie, nicht wahr? Sehen Sie, das ist der Punkt, daran kann ich ihn fassen. Deswegen kann ich zum Vormund gehen, wenn er mir nicht folgt.“

„Herr Gotte doch, ich will nischt gesagt haben!“

„Ja, ja, Sie haben's vorhin gesagt. Nicht solid ist sie, haben Sie gesagt!“

„Nu, nachsa'n kann mer ihr nu gerade nischt!“

„Nu, haben Sie nicht gesagt, besinnen Sie sich doch, Frau Krasselten, Sie sagten, sie kriegt Geschenke von ihrem früheren Lehrchef und sie sagten, sie wohnt mit einer zusammen, einer Konfektioneuse, von der man, sagten Sie, besser was mehr glaubt als was weniger!“

„Nu ja, das is schon wahr, aber das sagt doch alles nischt über das Mädclen selber. Ach, Gotte doch! Ich mechte, ich hätte glei garnischt gesa't, und so! Na, nischt für ungut. 'n Abend!“

Frau Frenzel hatte die Thür hinter der Nachbarin geschlossen und kam ins Zimmer. Ein Blick nach der alten Wanduhr. Sie nahm zwei Teller und Messer von dem Schrank in der Ecke und that sie auf den Tisch. Dann ging sie hinaus, holte die Brotschachtel, auch eine angeschlagene Terrine mit Fett und einen Teller mit Wurst brachte sie herein.

Plötzlich blieb sie nachdenklich vor dem Tische stehen. Nochmals einen Blick nach der Uhr. Dann schnitt sie sich rasch ein Stück Brot ab, schmierte es reichlich mit Fett und verschlang es hastig. Auch die besten Stücke von dem Wurststeller verzehrte sie dazu.

Hierauf verwischte sie sorgfältig jedes Krümchen, setzte einen Teller und ein Messer bei Seite auf den Tischschrant und ließ sich, die alte Bibel auf dem Schoß, in ihrem Sorgenstuhl nieder.

Mit raschen Schritten eilte Fritz Frenzel die Treppe hinauf. Ernüchtert, fröstelnd schaute er sich oben um. Die schmutzigen, kahlen Wände in dem Treppenhause wurden von der eine halbe Etage tiefer hängenden Flurlampe trübe beleuchtet. Welch ein Kontrast zu den Bildern, die er sich eben vor das geistige Auge gezaubert.

Noch stand er zögernd vor der Thür, ihm graute da hinein. Er hätte hinauslaufen mögen, in den Märzsturm, hinaus, hinaus mit seiner schwellenden, von tausend Hoffnungen erfüllten Brust.

Aber er durfte ja nicht. Langsam steckte er den Drücker ins Schloß und öffnete. Schon hörte er im Zimmer drin den trockenen krächzenden Husten.

Er schaffte Mantel und Hut in sein Kämmerchen, wechselte Sack und Schuhe und kam ins Zimmer.

„Guten Abend, Mutter“, rief er frisch und fröhlich.
 „Guten Abend, Fritz“, klang es zurück, hohl, zitternd unter
 Hüfteln.

Nur für einen war gedeckt, und die Mutter saß im Sorgen-
 stuhl mit der Bibel!

„Hast Du schon gegessen, Mutter?“

„Ich nur, Fritz.“

„Ja, warum ißt Du denn nicht?“

„Ich mag nicht. Hab keinen Hunger.“

„Ja, Mutter, bist Du denn krank?“

„Ich bin immer krank, das weißt Du doch.“

„Ist denn was Besonderes geschehen?“

„Ich ißt Dein Abendbrot und kümmerst Dich nicht um mich.“

Seufzend setzte sich Fritz an den Tisch. Er hatte so tüchtigen
 Appetit gehabt, als er gekommen. Mühsam würgte er nun Brocken
 um Brocken hinunter. Dabei schaute er verstohlen nach der Mutter,
 die über die Bibel gebeugt darsaß und ab und zu schwer und
 bang seufzte.

Eintönig tickte die Wanduhr. Neun hatte es schon geschlagen.
 Seit dreiviertel Stunden saßen die beiden im Zimmer in jenem
 unheimlichen Schweigen.

„Mutter, willst Du denn nichts mehr essen?“ begann endlich
 Fritz wieder.

„Nein, ich habe Dir's gesagt.“

„Kann ich da abräumen?“

„Meinetwegen.“

Fritz that das Brot in die Schachtel, setzte die Fett-Terrine
 darauf und trug alles, was auf dem Tische stand, hinaus.“

„Mutter, aber sage mir doch nur, was Du hast,“ begann er
 wieder, als er hereinkam.

„Nichts, nichts habe ich, ich werde überhaupt bald garnichts
 mehr haben.“

„Aber Mutter, um Gotteswillen, was soll denn das heißen?“

„Wann wird denn nun Hochzeit gemacht, was?“

„Hochzeit gemacht? Wer denn?“

„Ach so! Du spielst Komödie vor mir?“

„Da hat Dir jemand Zeug hinterbracht, woran kein wahres
 Wort ist.“

„Gewiß! Glaub's schon! Ich erfahr's ja auch noch zeitig
 genug, wenn der Herr Sohn heiraten geht und die alte Mutter
 hungern läßt!“

„Aber nun wird mir's wirklich zu arg!“ rief Fritz Frenzel
 erregt aus.

„Was, redest Du aus dem Tone!“ fuhr die Alte keifend auf.

„Na, wir werden's ja sehen. Wann kommen denn die Rechnungen
 für die Geschenke, die Du Deiner Fräulein Braut machst?“

Fritz stand einen Moment betroffen da. Woher wußte
 sie das?

„Ich verstehe Dich einfach nicht,“ fuhr er mit scheinbarer
 Ruhe fort, „meinen Gehalt liefere ich Dir allmonatlich ab.
 Schulden mache ich keine. Es würde mir wohl auch schwerlich
 jemand was borgen. Und von meinem Taschengeld kann ich doch
 wohl Damen keine Geschenke machen.“

„Möcht's auch bald meinen! Besonders großartig können die
 wenigstens nicht ausfallen. Das Dämchen wird Dich dummen
 Gimpel im Stillen schön auslachen, wenn sie dann von dem
 anderen, dem noblen Verehrer, die goldenen Uhren und feinen
 Schmucksachen kriegt.“

Fritz Frenzel wurde leichenbläß.

„Nein, Mutter, nein, das ist nicht wahr,“ brauste er plötzlich
 auf, „das ist nicht wahr, meine Bertha ist solid.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Somonym.

Es trägt Dich fort mit Blitzeschnelle,
 Doch langsam gehts zum Friedhof hin,
 Beim Pferd ist's wichtig, bei der Schelle,
 Der Trinker thut's mit durstigem Sinn.
 Man hält es gern von sich verbannt.
 Und findets leicht im Schweizerland.

Anagramm.

Kreta, Siena, Amsel, Murat, Nagel, Tonne, Rain, Rede.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buch-
 staben ein anderes Hauptwort zu bilden derart, daß die Anfangsbuchstaben
 der neuen Wörter einen bekannten, durch seine Blüten uns erfreuenden
 Baum bezeichnen.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober;
 B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Mittelhandspieler, sagt a-Handspiel an auf folgende Karte,
 in der Hoffnung Schwarz zu machen.

a, b, c, dB, aK, D, 8, 7; bA; cA.



Das Spiel wird verloren, obwohl 21 Augen im Stat liegen.
 Wie saßen die Karten, wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Samariterkurse.

Auflösung des Anagramms.

a Dorf, Emil, Rain, Abel, Made, Rose, Gris.
 b. Fort, Leim, Iran, Elba, Dame, Eros, Reis. — F l i e d e r.

Auflösung des Logogriphs.

Aber, Hader.

Auflösung des Zahlerräthfels.

Gartenconcert (Tanger, Ratte, Tonne, Nero, Contor, Tag,
 Carcer, Neger.)

Auflösung der Schachaufgabe.

(Vierzüger von B. Hülsen.)

B. Kg6, Ld7, f2, Sb3, Bd3, g3.

Schw. Kd5, Bd3, f3, g4, g7.

1. Sb3-d2, Ke5; 2. Se4, d5. 3. d4 +. — 2. . . . , Kd5;
 3. Se3 +. —

Wichtige Lösungen gingen ein von: Alfons Fuchs, Adolf Levy,
 Carl Bragenheim, M. M., Erich Stübner, Hans Kuhl, Georg Schmelzer,
 G. L., Hedwig Wiechert, Wanda Smutolski, M. G., F. A., Martin
 Lipowski, Ella Hannemann, Martha Katarczak, Stanislaus Musielewicz,
 Bromberg. F. Doß, Prinzenhal. Josef Kwienciewski, Labischin.